

Peter F. Schmid

## Pluralistisch – katholisch?

### *Was ist das Entscheidende am Christentum?*

**Angenommen, alle innerkirchlichen Probleme wären aus dem Weg geräumt und wir könnten uns der zentralen Frage widmen, was es bedeutet, heute Christ, Christin zu sein: Wie würde die Antwort aussehen? – Diese Frage nach dem Proprium des Christlichen, nach dem, was Glauben und Handeln der Christen auszeichnet, ist so alt wie das Christentum. Die Antworten waren und sind weniger eindeutig, als manche vermuten könnten. Was, wenn Pluralität, diese von vielen als Infragestellung erlebte moderne Realität, die einzig sichere Antwort wäre?**

● Lassen Sie sich, liebe Leserin, lieber Leser, kurz in eine Vorstellung entführen, die zugegebenermaßen unter den gegebenen Umständen nur der Phantasie entspringen kann: Nehmen wir einmal an, die Kirche würde – aus welchem Grund immer – einen Kurs einschlagen, der dem entspricht, was sich viele Christinnen und Christen, Theologen wie Laien, Amtsträger wie »einfache Leute« so oft wünschen. Sie wäre plötzlich nicht mehr »im Sprung gehemmt«<sup>1</sup> und würde das Reformwerk des Konzils nicht nur umsetzen, sondern engagiert und mutig weiterführen.

### Was wäre, wenn ...

● Sinnloser Streit einerseits, Konfliktscheu andererseits würden in der Kirchenleitung wie im Kirchenvolk der Vergangenheit angehören. Die drängenden innerkirchlichen Probleme, welche heute, je nach aktueller Betroffenheit, bei den meisten »Insidern« entweder gelangweiltes Gähnen auslösen oder ihnen die Zornesröte ins Gesicht treiben, bei den »Außenstehenden« jedoch Kopschütteln und Kirchenaustritt verursachen – diese Probleme gehörten der Vergangenheit an. Ähnlich wie bei der Neubewertung in der Ablehnung der Todesstrafe im letzten Jahrzehnt bereits geschehen, würde bei vielen Fragen, in denen schon kaum mehr jemand der Kirche einen Bewegungsspielraum zugetraut hätte, eine neue Sicht Platz greifen, die inspiriert ist vom Evangelium und aus dem Ernstnehmen menschlicher Erfahrung und ihrer wissenschaftlichen Reflexion: In Fragen der Sexualität, der Geburtenregelung, hinsichtlich der Stellung der Frau in der Kirche, im Verständnis von Macht, in der Ämterfrage, in der Frage des Petrusdienstes, der Ökumene usw. würden sich theologisch schon längere Zeit vorbereitete Einsichten durchsetzen.

Die *Communio*-Ekklesiologie des II. Vatikanums würde konsequent umgesetzt; neue theologische Ansätze und pastoraler Mut wären

nicht nur geduldet, sondern sogar erwünscht. Die Kirche würde weder Stoff für beschämende Schlagzeilen liefern, noch durch gesellschaftliche Positionen auffallen, die »nicht einmal ignoriert« werden. Sie hätte vielmehr ein hohes Maß an Glaubwürdigkeit erlangt. Weder würde sie ein Reservoir für Fundamentalisten bieten, noch einfach den Zeitgeist nachbeten, sondern kritisch und engagiert zu den jeweils aktuellen Fragen Stellung beziehen und dabei durchaus auch kontroverse Meinungen in den eigenen Reihen zulassen, ja fördern. Spiritualität und gesellschaftspolitisches Engagement würden, statt in Grabenkämpfen gegeneinander ausgespielt zu werden, in bleibender Spannung als gleich unverzichtbar und der Kirche aufgegeben betrachtet und geachtet werden.

Rom würde den örtlichen Bischofskonferenzen weitgehende Entscheidungsfreiheit in den drängenden Fragen der Seelsorge überlassen, und die lokalen Autoritäten würden klug und maßvoll entscheiden. Vielfalt in Einheit

*»Es hätte mit der Enzyklika  
»Coram Realitate« begonnen –  
vielleicht würde sie auch  
»Spiritus Sanctus Urget Nos«  
geheißen haben.«*

wäre nicht mehr bloß ein Schlagwort. Als Bischöfe würden weltweit und unter entscheidender Mitwirkung der betroffenen Christinnen und Christen anerkannte Persönlichkeiten eingesetzt, die alsbald unumstritten, umsichtig und von der jeweiligen Gesellschaft anerkannt ihre ihnen anvertrauten Kirchen am Ort leiteten. Frauen würden allmählich in alle kirchlichen Leitungspositionen hineinwachsen und dieser Vorgang führte zu keiner Spaltung, son-

dern geschähe unter allgemeiner Anerkennung auch der ehemaligen Kritiker und Skeptiker. Gesetzt den Fall, alles das wäre Realität.

Es hätte mit der Enzyklika »Coram Realitate« begonnen – vielleicht würde sie auch »Spiritus Sanctus Urget Nos« geheißen haben. Mit ihr hätte der Papst diese Periode eingeleitet und in ihr hätte er die Realitäten der heutigen Lebensweise neu bewertet. Er hätte sie programmatisch als Ausgangspunkt kritischen Nachdenkens darüber beschrieben, was kairologisch als das Wesentliche christlichen Lebens zu verstehen sei.

Angenommen, eine solche Enzyklika wäre wirklich verfasst worden: Was wäre in ihr als das Wesentliche des Christseins beschrieben worden?

### **Was ist das Eigentliche am Christsein?**

● Die gleiche Frage anders gestellt: Was würde – für den Fall, all das träfe ein – dann Pfarrversammlungen, Theologenkongressen, kirchliche Tagungen und Redaktionen theologischer Zeitschriften beschäftigen? Wenn man sich nicht mehr über die jüngste Bischofsäußerung erregen oder über das letzte römische Dokument empören könnte, wenn Kirchenvolksbegehren überflüssig geworden wären – worüber wäre dann bei solchen Zusammenkünften zu reden?

Dann, so könnte man sich vorstellen, würde eine Diskussion über das Entscheidende des Christseins stattfinden können, ohne dass sie von tagesaktuellen »innenpolitischen« Fragen überschattet wäre. Statt binnentheologischer und innerkirchlicher Streitereien wären Theologie und Kirche gefordert, sich der Frage zu stellen, worum es den Christen eigentlich geht:

woran sie glauben, was sie hoffen und wie sich ihre Liebe in der Praxis zu zeigen hat. Und sie hätten keine Ausrede mehr, dieser Frage auszuweichen.

Wie wären diese Fragen zu beantworten? Worüber würden sich Kirchenmitglieder und Theologen dann den Kopf zerbrechen? Was würde in der fiktiven programmatischen Enzyklika stehen?

Worum müsste es gehen, wenn es weder inhaltlich noch formal um Nebensächlichkeiten, sondern um das Zentrale geht?

Anders gefragt: Was ist das »originär Christliche«, das »typisch Christliche«, das »entscheidend Christliche«? Was ist das »unverzichtbar Christliche«, ohne das man nicht mehr vom Christentum sprechen kann? Was macht die Identität der Christen aus? Was ist genuin christlicher Glaube im Jahr 2000?

In einer postmodernen und pluralistischen Gesellschaft sind solche Fragen zweifellos alles andere als leicht zu beantworten. Das gilt für die Theorie: Unterschiedliche Denkweisen und Interpretationen finden sich in Kirche und Theologie. Das gilt aber auch für die Praxis: Auch sie ist plural und durchaus widersprüchlich.

## Die neue Unübersichtlichkeit

● Diesbezüglich hat in, geschichtlich betrachtet, sehr kurzer Zeit ein gewaltiger Umbruch stattgefunden. Es ist vielleicht so schwierig wie noch nie zuvor, von *dem* Christentum zu reden, das Zentrale auf einen Nenner zu bringen und Konsens darüber zu erzielen. Die Zeit, in der solches nicht als eine Frage des Konsenses angesehen wurde, sondern vor allem als eine Frage autoritativer Aussagen, scheint definitiv vorbei zu sein. Autoritäten können die alte Ordnung nicht wiederherstellen. Nicht nur

kirchliche Dogmen werden – mit vielen redlichen Gründen – relativiert wie selten zuvor. Statt dessen sind Dialog, gemeinsame Wahrheitsfindung, Kooperation und der consensus fidelium gefragt. Und da wird es oft mühsam.

Auch der interreligiöse Dialog hat nicht unbedingt dazu geführt, dass das entscheidend Christliche klarer wurde. Es verhält sich dabei gar nicht unähnlich wie mit der biologischen Anthropologie: Galt dort früher als ganz klar, was den Menschen vom Tier unterschied (etwa der Gebrauch von Werkzeugen), so lässt sich das heute offenbar immer weniger eindeutig sagen. Ganz ähnlich ist es im Vergleich der Religionen: Vieles, was scheinbar deutlich trennend war, stellt sich heute als erheblich komplexer dar, als es noch vor einer oder zwei Generationen gesehen wurde.

So wird etwa gegenwärtig das Verhältnis von Judentum und Christentum neu geschrieben. Was bleibt Eigenständiges am Christentum, wenn man Jesus, wie es die moderne Forschung unbestreitbar nahelegt, als einen konsequenten Juden versteht? Aus der Sicht unserer jüdischen Glaubensschwwestern und -brüder gefragt, muss man es noch radikaler sagen: Wieso kann man allen Ernstes behaupten, der Messias sei schon gekommen, wenn die Welt so aussieht, wie sie aussieht? Wie kann man davon reden, dass Erlösung schon geschehen sei, wenn man die Rea-

» *Es ist vielleicht so schwierig  
wie noch nie zuvor,  
von dem Christentum zu reden* «

lität ernst nimmt? Und: Muss nicht Nietzsches Wort gelten, dass die Christen erlöster aussehen müssten, wollten sie ernst genommen werden? Wenn die Gleichnisse vom Senfkorn (Mk 4, 30-32) oder vom Wachsen der Saat (Mk 4, 26-29)

eine Bedeutung haben sollen, müsste man dann nicht wenigstens etwas von der aufgehenden Saat sehen können?

Auch die Bemühungen um ein Weltethos oder das immer bessere Verständnis füreinander haben vielfach scheinbar klare Grenzen infrage gestellt. Tieferes hermeneutisches Bedenken und eine konstruktivistische Erkenntnistheorie haben in etlichen Bereichen zahlreiche Positionen, die als unverrückbar galten, ins Wanken gebracht oder schlicht obsolet gemacht.

Das gilt auch ganz allgemein für gesellschaftliche und ethische Fragen. In unserer Kultur ist vieles von der jüdisch-christlichen Tradition tief beeinflusst, ja geprägt. Aber gerade deshalb ist das spezifisch Christliche oft umso schwerer auszumachen.

Viele Anstöße zu einem Neubedenken menschlicher Existenz kommen nicht mehr oder nur mehr sehr indirekt aus dem Christentum. Das war schon bei der Erklärung der Menschenrechte so oder bei der Religionsfreiheit. Es zeigt sich bei den Anstößen aus dem Feminismus ebenso wie beispielsweise bei der Frage nach verantwortungsvollen Formen menschlichen Zusammenlebens in Partnerschaften und Familien oder familienähnlichen Gemeinschaften. Vieles davon ist bei genauem Zusehen christlich inspiriert, aber es wurde oder wird oft gegen die offizielle kirchliche Doktrin durchgesetzt.

Die Grenzen verschwimmen immer mehr. Alles ist vielfältiger, vielschichtiger und unübersichtlicher geworden. Es gibt nicht mehr die eine richtige Sichtweise, die eine richtige Antwort.

## Gibt es ein unterscheidend Christliches?

- Was ist christlich, was nicht auch allgemein-ethisch, »menschlich«, karitativ, sozial,

»spirituell«, dem Bedenken eines Sinnes des Lebens verpflichtet ist?

Natürlich kann man antworten: Gott. Aber Gott gibt es nicht nur im Christentum. Natürlich kann man antworten: das trinitarische Gottesbild. Aber was bedeutet das und worin besteht seine Praxisrelevanz, sein »Sitz im Leben« der Menschen? Damit soll nicht gesagt werden, dass die Vorstellung eines Gottes, der selbst Gemeinschaft ist, in die Gemeinschaft mit sich ruft und menschliche Gemeinschaft stiftet, nicht eminent bedeutsam für die Praxis menschlichen Lebens und Zusammenlebens wäre.<sup>2</sup> Aber wo ist dieses Bewusstsein de facto vorfindbar und wirkt es sich als Unterscheidendes aus?

Natürlich kann man sagen: Das Spezifische am Christentum ist Jesus Christus. Aber eine Einigkeit darüber, wer er ist, war in der Geschichte des Christentums von Anfang an nicht gegeben, und bei aller theologischer Kompromissfindung und bei allem Fortschritt im Verständnis taten und tun sich immer neue Fragen auf. Und in der Praxis des Glaubens ist die Bedeutung des Jesus von Nazareth, der als der Christus bekannt wird, erst recht höchst unterschiedlich. Was bedeuten all die Namen, die ihm von Zeitgenossen und Glaubenden durch zwei Jahrtausende zugeschrieben wurden, vom Menschensohn bis zum Gottessohn, vom ersehnten Messias bis zu dem, »der gekommen ist, um zu stören« (wie es der Großinquisitor in Dostojewskis »Die Brüder Karamasow« ausdrückt). Welche Rolle spielt dieser Jesus Christus nun nach 2000 Jahren wirklich »noch«? Ist es notwendig, sich explizit auf ihn zu berufen, um als Christ gelten zu können?

Natürlich kann man sagen: Das Entscheidende liegt in der Praxis, denn es kommt nicht darauf an, »Herr, Herr« zu sagen, sondern den Willen des Vaters im Himmel zu tun (Mt 7, 21;

25, 31-46). (Womit wir übrigens sofort wieder bei der Gottesfrage sind.) Aber was ist christliche Praxis wirklich? Welches Handeln kennzeichnet Christen eindeutig und unverwechselbar? Was würden verantwortungsbewusste Nichtchristen nicht ebenso tun? Wenn es aber nicht die konkreten Taten, sondern die Motive dafür sind: Woran erkennt man eine christliche Einstellung? Welches Handlungsmotiv ist christlich und welches nicht?

Zweifellos lässt sich das Zentrale der christlichen Botschaft, des christlichen Gottesverständnisses und jenes zwischenmenschlichen Handelns, das daraus erwächst und zu ihm hinführt, mit dem viel gebrauchten Wort »Liebe« beschreiben: »Gott ist die Liebe« und sein wie des Menschen Handeln haben darin ihr Motiv, all ihren Beweg-Grund (1 Joh 4, 7f). Aber: Was ist Liebe? Heute und konkret? Und: Dürfen sich nur Juden und Christen darauf berufen? Oder anders herum: »Brauchen« wir Gott, um es als einzig sinnvoll erscheinen zu lassen, miteinander liebevoll umzugehen? Nicht nur der wenig reflektierende Durchschnittsbürger, auch konstruktivistische Theorien, Systemtheorien allen voran<sup>3</sup>, finden andere Begründungen dafür. Ist umfassende Liebe nicht weltweit Allgemeingut geworden, so dass sie längst nicht mehr als jüdisch-christliches Proprium gelten kann?

Natürlich lässt sich – und das läuft auf Ähnliches hinaus – das Zentrale der christlichen Botschaft als Ethik bezeichnen. Das muss noch lange keine Reduzierung bedeuten. Denn sieht man sie im Sinne von Emmanuel Levinas als Erste Philosophie<sup>4</sup>, muss Ethik als die primäre Herausforderung gesehen werden, aus der eigenen Welt auszubrechen und sich herausrufen zu lassen, also Ant-Wort zu geben, wo ein An-Spruch da ist. Aber dies ist ein Anliegen jedenfalls aller Offenbarungsreligionen, nicht nur des Christentums.

Die Frage lässt sich noch einmal schärfer stellen: Was wäre es für eine Welt, wenn die Christen nicht mehr wären? Wäre sie ärmer? Würde etwas Entscheidendes abgehen?

Ist es wirklich so, wie beispielsweise Heinrich Böll meinte, dass die Schwachen keine Existenzberechtigung mehr hätten? Würde ein primitiver Darwinismus fröhliche Urständ feiern? Oder werden die Werte, für die tradi-

» Was wäre es für eine Welt,  
wenn die Christen nicht mehr wären?  
Würde etwas Entscheidendes  
abgehen? «

tionellerweise das Christentum steht, nicht mittlerweile von Anderen prominent vertreten, tradiert und weiterentwickelt: die Rechte von Minderheiten, die Sorge um die »Armen« und Außenseiter in jeder Hinsicht, die Betonung der Bedeutung des über das Materielle Hinausreichenden am Leben (»das Spirituelle«, wie es heute gern allüberall genannt wird)?

Hat also – so könnte man weiterfragen – das Christentum seine historische Aufgabe erfüllt und die menschliche Gesellschaft so weit gebracht, all diese Werte zu verinnerlichen und als nicht mehr aufgebbar zu betrachten? Hat es damit also in der Geschichte ein Stück weit eine unverzichtbare Aufgabe gehabt, die aber eben nun verzichtbar geworden ist? Ist es nicht Hybris zu meinen, ohne die Christen würden die Menschen nicht wissen, worauf es ankommt und letztlich die Welt zugrunde richten oder wenigstens unmenschlich einrichten?

Bedeutet die »zweite Konstantinische Wende« in der Kirchengeschichte, in der die Kirche nun nach mehr als anderthalb Jahrtausenden überall als Staatsreligion wieder abtritt, mehr als einen Gestaltwandel, nämlich den

Anfang von ihrem Ende – mehr als wir uns dies heute vorstellen können?

Ja, kann man nicht sogar so argumentieren, dass es eben die Aufgabe der Kirche sei, für das Reich Gottes den Weg zu bereiten – nicht mehr und nicht weniger? Und tatsächlich abzutreten, wenn diese Aufgabe erfüllt ist (was wohl sicher noch nicht der Fall ist)? Oder wenigstens zeitgemäßerer Einrichtungen oder Formen Platz zu machen? Werden die für das Reich Gottes wegbereitenden Propheten des 3. Jahrtausends wieder vorwiegend außerhalb der Kirche zu finden sein?

### Pluralität als Zeichen der Vorläufigkeit und damit der Hoffnung auf die Parusie

● Man kann versuchen, die Antworten auf all diese Fragen am Schreibtisch zu finden und sie theoretisch, systematisch-theologisch zu behandeln. Man kann sich der schweren, aber notwendigen Aufgabe unterziehen, Kurzformeln des christlichen Glaubens zu formulieren und das Wesentliche ins Wort zu bringen.

Man kann aber auch versuchen – und das wäre wohl als »genuin christlich« zu bezeichnen – die Fragen aus der Erfahrung heraus zu beantworten, das heißt, mit Anderen zusammen zu leben und das Wesentliche in die Tat umzusetzen.

Eines darf nicht gegen das Andere ausgespielt werden. Beides ist notwendig. Christliche Theologie, also Theoriebildung, lebt von der reflektierten Erfahrung, und praktische Erfahrung ohne Reflexion gerät bald zur Beliebigkeit oder zur Ideologie.

Ein unabweisbares Faktum findet man jedenfalls vor, wenn man sich auch nur ganz oberflächlich mit der heutigen *Conditio Humana*

auseinandersetzt – gleich ob in der Theorie oder in der Praxis: die schon mehrfach angesprochene Pluralität.

Die Spannung zwischen dem Unum und dem Multum<sup>5</sup> wurde in unserer Kultur lange Zeit einseitig zugunsten des Unum aufgelöst (dementsprechend wurde die Trinitätslehre oft nur als eine Fußnote zum Monotheismus, die Ekklesiologie nur als ein Anhängsel der

### »Ist das Entscheidende denn wirklich das Unterscheidende«

Christologie oder die Pneumatologie nur als ein Zusatz zur Gotteslehre bzw. zur Soteriologie behandelt). Gerade in unserer Gegenwart meldet sich die Vielfalt unüberhörbar zurück (und bekommt es nicht selten mit der Einfachheit zu tun). Das hat auch vor der Theologie und vor dem christlichen Leben nicht Halt gemacht. Vielfalt und Einheit bilden eine Spannung, die es zu leben, auszuhalten und fruchtbar zu machen gilt.

Dies kann nun auch zu einer neuen Sicht dessen führen, was das »Eigentliche« ausmacht. Es erhebt sich nämlich die Frage, ob man zum »Eigenen«, zur Identität nur durch Abgrenzung vom »Anderen« kommt.

Ist das *Entscheidende* denn wirklich einzig das *Unterscheidende*? Muss, um Identität zu finden, so etwas gesagt werden wie: »Das haben nur wir!« Ist Identität nur in Exklusivität zu finden?

Das Gegenteil davon ist ja keineswegs Beliebigkeit. Wenn Mehreres (wahr, gut, richtig, wichtig usw.) sein kann, ist deshalb noch lange nicht alles gleich. Gemeinsames verfälscht die Identität nicht, sondern verbindet, »vernetzt«, ohne die Unterschiede zu nivellieren.

Konstitutiv ist also vielleicht nicht einmal so sehr, »was nur wir haben«, sondern es könn-

te an einer Reihe von Einstellungen, Werten, Dimensionen am Menschen- und Gottesbild usw. liegen, was es ausmacht, Christ zu sein. Das heißt, »die Vielen« finden zu einem Gemeinsamen, das nicht primär von Anderen trennend, sondern sie selbst verbindend ist. »Katholisch« ist dabei von »plural« gar nicht so weit entfernt (jedenfalls näher als zu »zentral«).

Damit aber sind wir bei der Ekklesiologie. Die Angehörigen der »ekklēsia«, die »Herausgerufenen«, sind miteinander und mit Gott verbunden. Darin, in der Erfahrung, angenommen und befreit zu sein<sup>6</sup>, in der Gemeinschaft miteinander und mit Gott, finden sie ihre Identität, nicht in dem, was die Anderen ausgrenzt.

Und sie sind in noch einem wesentlichen Punkt dem Vielen und den Vielen verpflichtet, weil sie sich des Vorläufigen, modern ausgedrückt: des Prozesshaften, bewusst sind. Christsein ist ohne diese eschatologische Di-

**»Alles, was das Eigentliche  
beschreiben will,  
kann nur höchst vorläufig sein.«**

mension nicht vorstellbar. Wie Jesus über sich auf Gott hinausweist, weisen die Christen, weist die Kirche über sich auf das Reich Gottes hinaus. In dessen Spannung von Schon (angebrochen) und Noch-Nicht (verwirklicht) wissen sie, dass sie in ihrer Existenz auf Zukunft hin offen sind. Und das bedeutet, dass alles, was das Eigentliche beschreiben will, gleichfalls nur höchst vorläufig sein kann.

In dieser Hoffnung auf die Zukunft (auf die Parusie hin) versuchen sie im Bewusstsein ihrer Herkunft (ihrer Geschichte und Tradition, ihres Glaubens an Jesus), ihre Lebenspraxis in der Gegenwart in Liebe zu gestalten. Als Gemeinschaft der von ihm »Be-Geisterten« richten sie

ihre Hoffnung auf Gott, der »kommen wird« und alles Gegenwärtige relativiert. Relativiert, aber keineswegs bedeutungslos macht.

In diesem Licht werden viele der eingangs angesprochenen Fragen, die uns so oft und viel beschäftigen, zugleich nebensächlich und existentiell bedeutsam. Sich ihnen zu stellen, wird ebenso wichtig, wie sie nicht für »die letzten Dinge« zu halten.

Was ist das typisch Christliche? Was macht die Hoffnung von Christinnen und Christen heute aus? Worauf richten sie ihr Engagement? Zu dieser Frage finden Sie im vorliegenden Heft nicht *die* Antwort, aber eine Reihe von Antworten – Beiträge und Statements verschiedenster Persönlichkeiten und AutorInnen. Vielfalt und Gemeinsamkeit pluraler Ansätze kommen darin zum Ausdruck.

Es mag Sie anregen und dabei unterstützen, Ihre eigenen Antworten zu finden.

<sup>1</sup> Vgl. Helmut Krätzl, Im Sprung gehemmt. Was mir nach dem Konzil noch alles fehlt, Mödling 1998.

<sup>2</sup> Vgl. Peter F. Schmid, Im Anfang ist Gemeinschaft. Personzentrierte Gruppenarbeit in Seelsorge und Praktischer Theologie. Beitrag zu einer Theologie der Gruppe, Stuttgart 1998.

<sup>3</sup> Vgl. Kurt Ludewig, Systemische Therapie. Grundlagen klinischer Praxis, Stuttgart 1992.

<sup>4</sup> Vgl. Emmanuel Levinas, Die Spur des Anderen. Untersuchungen zur Phänomenologie und Sozialphilosophie, Freiburg i. Br. 1983.

<sup>5</sup> Vgl. Wolfgang Beinert, Kontextualität als Struktur der Theologie. Der Einzelne in der Gemeinschaft der Kirche, in: Pthl 18 (1998) 151–173.

<sup>6</sup> Vgl. Ehrenfried Schulz, Koinonia: Sammlung der Zerstreuten, in: Konferenz der Bayerischen Pastoraltheologen (Hg.), Das Handeln der Kirche in der Welt von heute. Ein pastoraltheologischer Grundriß, München 1994, 145–161.